



KURT SCHÖREK / FOTO.NET

Nach seinem ersten Match im Stadion Espenmoos wünschte er sich ein Fido-Leibchen: Manuel Stahlberger besitzt es heute noch. (St. Gallen, 10. Dezember 2020)

Das erste Spiel

Was macht Menschen zu Fussballzuschauern? Der Liedermacher Manuel Stahlberger erinnert an den ersten Besuch im Stadion – und daran, was in diesen Zeiten fehlt. **Von Stephan Ramming**

Ein eckiger Rhythmus mit bösen Bässen setzt ein, die kleine Synthesizer-Melodie schwingt sich in die Höhe, Manuel Stahlberger beginnt zu sprechsingen. Der St. Galler Liedermacher und Bühnenkünstler Stahlberger erzählt im Song «S erscht Mol» vom ersten Matchbesuch im Espenmoos. Er ist achtjährig, auf dem Weg ins Stadion hört er zu, wie der Vater im Gespräch mit einem Freund den Spielausgang tippt, 3:1 für GC. Die St. Galler haben Werbung für Hundefutter auf den Leibchen, die Securitas-Leute sind interessant, aber auch die Bus-Chauffeure. In der Pause muss der Bub an den Gitterzaun pinkeln, es regnet, und nach dem Match gibt es Monte-Generoso-Kuchen bei den Grosseltern in der Sonntagsstube, wo der Match nach erzählt wird. Sapperlott, 5:1 statt 1:3! Das erste Mal, dass der Vater nicht recht hat.

Grossartig. «S erscht Mol», im Oktober auf dem Album «I däre Show» erschienen und vom Musiker und Produzenten Bit-Tuner kongenial mit rauer Electronica musikalisch in Szene gesetzt, erzählt im Besonderen der St. Galler Verhältnisse in den frühen achtziger Jahren das Allgemeine – nämlich: wie sich der Mensch, meist klein und noch ein Kind, verwandelt in einen Fussballzuschauer. Wie alle Initiationsgeschichten berührt Stahlbergers «S erscht Mol» das Grossartige gleichermassen wie das Schreckliche; die grossartige Süsse des Generoso-Kuchens vermengt mit der Süsse des Sieges, die schreckliche Werbung für Hundefutter mit der befremdlichen Erfahrung, dass auch der Vater irren kann.

In diesen Tagen erwacht der Schweizer Fussball aus dem kurzen Winterdösen und versucht, den Betrieb wieder aufzunehmen. Ohne Zuschauer. Ohne Leute, die sich auf den Weg machen ins Stadion, ohne Eltern und Kinder, die auf den Rampen stehen, an einer Wurst kauen und zuschauen. Ohne Männer, die sich ärgern, sich freuen, dummes Zeug reden oder vielleicht auch kluges Zeug. Ohne kleine und grosse Menschen, die nach dem Match wieder heimgehen.

Stahlberger und Bit-Tuner



«I däre Show» ist das jüngste Album von Manuel Stahlberger, das der Musiker und Produzent Bit-Tuner mit ihm aufgenommen hat. Herausragend ist «S erscht Mol», das den ersten Stadionbesuch schildert. Der 46-jährige St. Galler ist Liedermacher, Sänger, Zeichner und Kabarettist und gehört zu den besten Schweizer Bühnenkünstlern.

Das alles fehlt in den kommenden Wochen und wohl noch Monaten. Viel leere Zeit wird vorhanden sein für die Suche nach Wörtern für das Gefühl, das in diesen Wochen fehlt. Was ist es eigentlich, das die Menschen zu Fussballzuschauern macht? Ist es das, was Manuel Stahlberger als musikalische Vermutung in seinem Lied so wunderbar ausdrückt? Ist es das lebenslänglich nachhallende Erlebnis des ersten Spiels?

Das erste Spiel: Alle haben etwas dazu zu erzählen. Vom Erstaunen, dass die Zuschauer die Spieler duzen. Von der Mischung aus Angst und Empörung, dass zugereiste Fans johlend die Fahne des Heimklubs verbrennen. Der gestresste Vater im Auto, der wegen der Parkplatzsuche den Anpfiff verpasst, und wie nach der Hatz ins Stadion der erste Blick auf den Rasen den Kopfball ins Tor erhascht. Der Vater jubelt so ausgelassen, wie er im Auto geflucht hat. Oder dass die Tribüne dermassen voll ist, dass der Bub auf die Mauer gesetzt wird unter dem Speaker-Häuschen; neben ihm ein gleichaltriges Mädchen, mit dem er ein halbes Jahrhundert später noch immer gut bekannt ist. Oder die unvergessliche Bemerkung des Kindergartenfreundes: «De Röbu het es dicks Füdle.»

Das der «Röbu» Robert Prytz heisst und für YB spielt, wie das Resultat dieses ersten Spiels lautet und wer die Tore geschossen hat – geschenkt. Das alles bildet die anekdotische Kulisse für die Erfahrung, Teil von etwas Grösserem zu werden. In Stahlbergers Lied ist das Spiel gelaufen, aber noch nicht vorbei, und als der Schiedsrichter abpfeift, auch noch nicht: «Mir wönd no nöd hei.» Der Bub weiss schon vor dem Spiel, dass er gerne einen Hund hätte, nun weiss er, dass er ein grünes Leibchen mit der Werbung für Hundefutter haben möchte, ein «Fidoliibli, aber kei selbergmachts». Im richtigen Leben hat Manuel Stahlberger dann eines bekommen. Er hat es bis heute.

Man muss nicht Elias Canettis «Masse und Macht» auswendig gelernt haben, um festzustellen, dass Stahlberger in seiner lakoni-

schen, beiläufigen Art nicht einfach nur vom simplen Wunsch nach Veränderung des Körperkleides berichtet. Vielmehr lässt das Lied auch die Veränderungen im eigenen Körper mitschwingen, durch die Erfahrung der Teilhabe am Zuschauer-Körper der «10 000 und mehr» im Stadion.

Die Erinnerung an «S erscht Mol» im Leben ist eine allgemein menschliche Regung; sie formt sich in allen Künsten immer aus über das konkret Erlebte ins Allgemeiner. In der Literatur über Fussball fehlt dieses erste Mal nie. Es sind die wiederkehrenden Topoi der vielfachen ersten Male; nicht nur der erste Besuch im Stadion, auch das erste Mal, dass man Lionel Messi sah, der erste Meistertitel, der erste Auftritt von Diego Maradona im San Paolo, Paul Friberg beim ersten Mal im Espenmoos. Blitzhafte Momente, Augenblicke der Initiation. «Ich verliebte mich in den Fussball, wie ich mich später in Frauen verlieben sollte: plötzlich, unerklärlich, unkritisch und ohne einen Gedanken an den Schmerz und die Zerrissenheit zu verschwenden, die damit verbunden sein würden», lautet der erste Satz in Nick Hornbys Klassiker «Fever Pitch».

In Stahlbergers Lied ist dieser Satz ins Gegenteil gewendet, die Lakonie des Sprechgesangs lässt durch die additiven Reimgirlanden jegliche Emotionalität verdunsten in der Überfülle der beobachteten Details. In der Wirkung aber trifft das Lied «den Schmerz und die Zerrissenheit», von denen Hornby schreibt, in jenem Satz vom «Vater, der zum ersten Mal nicht recht gehabt» habe. Es geht um die Erfahrung, dass der Sohn ein anderer

Ohne Zuschauer sei der Fussball reiner, ohne Ablenkung. Das ist Unfug. Die Spieler bewegen sich wie Laborratten, von einem bösen Zauber gefangen.

werden wird als der Vater. Jener Vater, der in der Erzählung von Friedrich C. Delius «Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde» als autoritärer Gefängniswärter des «Vaterkäfigs» erscheint. Die Flucht aus dem Verliess gelingt dem stotternden, von Schuppenflechte geplagten Jungen, nachdem er heimlich die Radioübertragung des WM-Finals 1954 gehört hat und erfährt, dass die Welt grösser ist als das deutsche Pfarrhaus. Bei Hornby liegen die Dinge etwas anders, Fussballschauen im Stadion ist der einzige Moment, in dem Vater und Sohn etwas wie eine Beziehung aufbauen. Denn natürlich ist es der Vater, der in den späten sechziger Jahren den Sohn zum ersten Mal ins Highbury mitnimmt, «meine Schwester musste mit ihrer Mutter und ihren Puppen zu Hause bleiben».

Mutter und Schwester würden heutzutage vielleicht mitkommen, glücklicherweise ändern die Zeiten, in «Fever Pitch» heisst es: «Ich erinnere mich an die überwältigende Männlichkeit der ganzen Geschichte (...).» Damit muss man umgehen können. Wenn nicht im wirklichen Leben, dann wenigstens in einem Buch oder in einem Song.

Ob das weiterhilft? Die Stadiontore bleiben geschlossen, das «Tor zur Welt», wie der Autor Klaus Theweleit sein noch immer wunderbares Buch über «Fussball als Realitätsprinzip» genannt hat, ist verriegelt. Stattdessen drückt der Mensch auf dem Handy herum und nimmt ein Resultat zur Kenntnis. Regungslos, gelangweilt. Irgendwelche Bezahlsender übertragen Spiele, die so aufregend wirken wie Live-Übertragungen aus dem Wartezimmer einer Zahnarztpraxis. Ohne Zuschauer sei der Fussball reiner, purer, ohne Störmanöver und Ablenkung. Das ist Unfug. Die Spieler bewegen sich wie Laborratten, von einem bösen Zauber gefangen. Die Wahrheit, von der Otto Rehhagel einst behauptete, sie liege auf dem Platz, ist nur die halbe Wahrheit. Die andere Hälfte der Wahrheit findet auf den Rängen statt. Auch daran erinnert Stahlbergers Lied schmerzlich.